

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 37 (1961-1962)
Heft: 1

Artikel: Schäferhunde für den Präsidenten von Venezuela
Autor: Lenz, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073867>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



von Max Lenz

Wie ausgerechnet ein Werkstättechef der Bellevue-Garage in Bern dem General-Präsidenten von Venezuela, Perez Jimenez (sprich Chimenes), deutsche Schäferhunde lieferte, ist eine Geschichte für sich. Dieser Werkstättechef bin nämlich ich. Seit meinem zwanzigsten Lebensjahr ist die Zucht und Abrichtung deutscher Schäferhunde mein großes Hobby. In meinem Haus in Bremgarten bei Bern baute ich 1935 den Zwinger «Von der Schafscheid». Meine Zuchttiere sind seither weitherum bekannt geworden. Ich versuche stets nur Spitzentiere zu züchten und habe bereits sowohl mit Ausstellungs- als auch mit Leistungstieren viele erste Preise gewonnen.

Im Jahre 1956 kaufte ein Schweizer Ingenieur, der seit dreißig Jahren in Venezuela tätig ist, in unserer Garage einen neuen Personenwagen, den ich mit ihm zusammen in Biel abholte. Auf der Fahrt nach Bern erzählte mir

der Herr beiläufig, die erste Fahrt dieses Wagens gehe nach Deutschland, wo er Schäfer-Zuchtrüden zu kaufen gedenke. Er wisse nur noch nicht recht wo.

«Da sind Sie bei mir an der richtigen Adresse», hakte ich sofort ein. Ich fuhr mit ihm zu meinem Zwinger und stellte meine Tiere vor. Der Ingenieur war von ihnen begeistert und entschied sich bald einmal für zwei Jungtiere. Er bedingte sich aus, daß ich ihm die Hunde nach Caracas, wo er wohne, bringen müsse. Ich war damit einverstanden.

Etwas später schrieb mir der Ingenieur, er habe mit dem Präsidenten Jimenez, mit dem er befreundet sei, gesprochen. Dieser Staatsmann habe vor einiger Zeit bei einem Deutschen, der sich als Sachverständiger ausgegeben habe, ebenfalls Schäferhunde erworben. Er sei jedoch weder mit den Hunden noch mit dem Manne zufrieden. Aus diesem Grunde bestelle er im Auftrag des Präsidenten für diesen ebenfalls zwei vollständig abgerichtete Hunde der Kriminalklasse. Ich hätte diese gleich mit den andern beiden mitzubringen. Mir konnte das recht sein.

E. Zeller
Schutzhütte bei Furna
Kreidezeichnung nach der Natur

Auf See

Am 28. Dezember 1956 war es soweit. Ich fuhr mit den vier Hunden per Bahn nach Antwerpen. Dort hatte ich Gelegenheit, mit dem Frachtdampfer «Cristallina», der unter Schweizerflagge und Schweizerbesatzung, aber mit deutschen Offizieren «segelte», zu fahren. Am 30. Dezember stachen wir in See. Meine Hunde befanden sich in Spezialboxen auf Deck. Bei gutem Wetter ließ ich sie tagsüber frei herumlaufen.

Wir waren zwölf Passagiere. Auf der «Cristallina» gab es Kabinen wie auf einem Luxusdampfer und das Essen war sogar noch besser. Am Neujahrstag befanden wir uns bereits auf hoher See. Die Silvesterfeier war ein großes Fest. Es gab ein Supermenue und der Champagner floß in Strömen. Dazu war alles noch gratis. Um vier Uhr nachmittags schickte ich meiner Frau ein Glückwunschtelegramm. Sie erhielt es fünf Minuten vor Mitternacht.

Am 7. Januar setzte plötzlich ein unerhörter Sturm ein, der sich bis zur Windstärke 11 steigerte. Er begann vormittags elf Uhr und dauerte bis am andern Morgen um sechs. Die «Cristallina» war leicht und wurde deshalb besonders lebhaft auf den Wellen herumgeschaukelt. Ich hielt mich während dem Sturm ständig auf Deck bei den Hunden auf. In einem fort schlugen die Wogen über das Schiff hinein. Das Geheul der Hunde wurde vom Orkan übertönt. Ich hörte es ab und zu, weil ich mir zwischen den Boxen einen Platz gesucht hatte, wo ich mich festhalten und jedesmal schnell bücken konnte, wenn eine Welle über mich schlug. Glücklicherweise wurde ich nicht seekrank. Ein Fünftel der Mannschaft, der Kapitän und ein Offizier, blieben ebenfalls davon verschont. Die andern dagegen, inklusive Passagiere, wurden es alle. Meine Tiere überstanden den Sturm ziemlich gut. Sie waren allerdings so durcheinandergerüttelt worden, daß sie erst am übernächsten Tage etwas fraßen.

Seine Exzellenz der Präsident von Venezuela

Am 23. Januar landeten wir im Hafen von Caracas, La Guaira. Hier wurde ich vom Ingenieur per Auto abgeholt. Wir trafen nach kurzer Fahrt in Caracas ein, das rund dreißig Kilometer weiter hinter einem Berg liegt. Mein

Auftraggeber besaß etwas außerhalb der Stadt eine Villa.

Nachdem ich mich ausgeruht und die Hunde sich ebenfalls erholt hatten, wurde ich nach fünf Tagen seiner Exzellenz Perez Jimenez und dem Polizei-Präsidenten vorgestellt. In ihrem Beisein führte ich die zwei abgerichteten Hunde vor. In Bern war ich bei minus 20 Grad Kälte weggefahren und in Caracas bei 30 Grad Hitze am Schatten eingetroffen. Trotzdem die große Reise und der empfindliche Klimawechsel den Tieren stark zugesetzt hatten, verlief das ganze Programm schulmäßig. Nur die Spurenarbeit ließ etwas zu wünschen übrig, was zweifellos dem heißen, ausgedörrten und ausgemergelten Boden zuzuschreiben war, welcher ganz andere Düfte ausströmt als der heimatliche. Die beiden Staatsmänner waren von den Leistungen der Hunde überaus beeindruckt und behaupteten, noch nie so gut dressierte Hunde gesehen zu haben.

Die Hündin hatte sich besser akklimatisiert als der Rüde. Der letztere wurde durch das Klima überaus scharf. Auf dem Schiff fütterte ich den Tieren fast ausschließlich rohes Fleisch, denn der Schiffskoch verwöhnte sie unerhört. In Caracas mußte ich mich nach geeignetem Futter umsehen. Ich kam ebenfalls auf rohes Fleisch und amerikanisches Trockenfutter.

Präsident Jimenez kaufte mir die beiden Hunde sofort ab. Es wurde daraus ein außerordentlich gutes Geschäft. Jimenez wollte mich außerdem auf der Stelle als staatlichen Hundezüchter, Abrichter und zur Aufstellung von geeigneten Zwingern engagieren. So gerne ich die verlockende Offerte angenommen hätte, mußte ich sie leider ausschlagen, weil meine Frau das Klima nicht vertragen hätte. Ich mußte jedoch versprechen, jedes Jahr für drei Monate nach Caracas zu kommen, um dort während dieser Zeit die Funktionen, die ich hauptamtlich hätte übernehmen sollen, auszuführen. Ich erhielt zudem den Auftrag, das nächste Mal fünfzehn bis zwanzig weitere Zuchthunde mitzubringen.

Caracas

Ich blieb bis zum ersten März in Caracas, der Hauptstadt von Venezuela, die während der letzten 50 Jahre sozusagen aus dem Boden gestampft wurde und heute rund 1,2 Millionen Einwohner hat. Während meines Aufenthaltes baute ich nahe der Villa des Ingenieurs am

Stadtrand einen großen Zwinger und eine Hütte. Das Land dafür mietete ich von einem Deutschen. Zwischenhinein wurde ich in Caracas wie ein Fürst behandelt. Unter staatlicher Führung besichtigte ich im Lande herum alle Sehenswürdigkeiten: Erzminen, Oelfelder, Bauten und Naturschönheiten. Es gab Einladungen zu Cocktailparties und anderen Anlässen, die immer wieder neue Einladungen zur Folge hatten. Die Kehrseite davon waren die Geschenke, die man jedesmal mitbringen mußte. Diese kamen mich pro Mal auf etwa fünfzig Franken zu stehen. Wenn man in Venezuela vorwärts kommen will, muß man unbedingt großzügig sein.

Caracas wächst, seit der Erschließung der Oelfelder Venezuelas, in kaum vorstellbarem Tempo. Wolkenkratzer und Hochhäuser schießen wie Pilze aus der Erde. Am Stadtrand fängt aber bereits das Elend an. Dort leben Eingeborene in primitiven Lehmhütten auf den Hügeln rings um die Metropole. Zeitweilig erweisen sich diese Siedlungen als Seuchenherde. Dann kommt die Regierung, reißt alles nieder und errichtet an der selben Stelle neue Hochhäuser mit kleinen, netten Wohnungen und allem Komfort und Schikanen modernster Wohnkultur. In diese Wohnungen steckt man darauf die obdachlos gewordenen Eingeborenen, welche bis dahin überhaupt keine Ahnung von irgendwelcher Hygiene und Wohnkultur gehabt hatten. Die sozusagen hineingepreßten Eingeborenen verkaufen bald einmal aus den neuen Wohnungen wieder alles, was nicht niert und nagelfest ist, wandeln den Erlös in Rum um, bis das Geld alles verbraucht ist und ziehen danach wieder in Lehmhütten um.

Was mir in der Stadt sofort aufgefallen war, ist der Umstand, daß die Oberfläche aller Straßen und Plätze, die dort vorwiegend betonierte sind, mit Schuhsohlenabdrücken und solchen von nackten Füßen übersät ist. Das kommt davon, weil man nach Fertigstellung des glatten Oberflächenbelages denselben nicht absperre, bevor er hart war. Das Publikum lief sofort rücksichtslos über den weichen Belag und zweifellos war jeder noch besonders bemüht, gerade seine Visitenkarte deutlich zu hinterlassen. Ein sichtbares Zeichen des Kindes im Manne, beziehungsweise im erwachsenen Menschen.

Sehr amüsanter war es auch, den Straßenschwärmern zuzusehen. Sie «arbeiteten» in Gruppen. Das heißt, es wischte abwechselungsweise

immer einer und die andern schauten zu. Für den rauhen Zementbelag verwendeten sie Reisbesen, wie wir sie für unsere Küchen benutzen. Nun, die Stadt weiß ja nicht wohin mit dem Geld. Sie vermag allen Straßenkehrern jeden Tag einen neuen Besen zu kaufen.

Rückflug

Am 1. März flog ich mit einer Maschine der KLM in 24 Stunden nach Kloten zurück. Dort erwartete mich meine Frau in Begleitung meines schönsten Zuchtrüden. Nun machte ich eine Beobachtung, die mir bis daher unbekannt war: Der Hund kannte mich nicht mehr! Die Frau schickte ihn vor. Wir sprachen zunächst kein Wort miteinander. Das Tier schnupperte an mir herum, wie es das auch bei andern Personen tut, um festzustellen, ob es jemand Bekannter ist oder nicht. Darauf ging der Hund gelangweilt zur Seite. Nun rief ich ihn mit dem Namen. Er stutzte, sah zu mir her. Da sagte ich wieder etwas zu ihm. Jetzt erkannte er mich an der Stimme, war mit einem Sprung bei mir und sprang wie verrückt an mir empor. Dabei ließ er ein solch fürchterliches Freudengeheul los, daß die ganze Belegschaft der KLM und alle Passagiere herbeigelaufen kamen und das treue Tier bestaunten. Durch den dreimonatigen Aufenthalt in einem ganz andern Land, hatte sich mein Geruch für den Hund dermaßen verändert, daß er mich an diesem, für ihn sonst absolut unfehlbaren Identifikationsmittel, nicht mehr erkannte.

Die zweite Reise

Am 14. Januar 1958 war es wieder soweit, daß ich mit 16 Deutschen Schäferhunden eigener Zucht, das zweite südamerikanische Abenteuer starten konnte. Unter den vorwiegend jüngeren Tieren befanden sich sechs V-Hunde (Note vorzüglich). Ich schaffte extra einen Kastenwagen an, den ich selbst mit allem Notwendigen wie Lüftung usw. versah. Das Unternehmen gestaltete sich schon von Anfang an recht abenteuerlich. Bei vollständig vereisten Straßen fuhr ich, begleitet von zwei Mechanikern, welche später den Wagen nach Bern zurücknahmen, bis Hamburg. Die Fahrt konnte lange Strecken nur im Schrittempo zurückgelegt werden. Unterwegs ließ ich die Tiere ab und zu ins Freie. Es dauerte zwei ganze Tage,

bis wir schließlich Hamburg erreichten. Die SBB wäre viel zu teuer gekommen. In Hamburg standen Spezialboxen, die ich vorher bestellt hatte, bereit. Zu meiner Erleichterung klappte diese Sache gut. Dagegen hatte der Bananendampfer «Brunswik», mit dem ich reisen wollte, einen Tag Verspätung. Die «Brunswik» war ein nagelneuer «Kahn» und am 17. Januar lief er mit meiner «Menagerie» an Bord und 280 Volkswagen mit Zubehörlisten aus. Er steuerte Venezuela ohne Zwischenhalt direkt an. Am sechsten Tag starb einer der Hunde, zweifellos an den Folgen der Impfung.

Schlimme Nachricht

Die «Brunswik» brauchte für die Überfahrt nur elf Tage. Zwei Tage vor der Ankunft lud mich der Kapitän zu einem Drink in die Schiffsbar ein. Er spendierte einen Whisky, aus dem dann zwei und mehr wurden. Auf einmal wandte sich der Kapitän an mich und sagte:

«Na, mein lieber Freund, wir zwei, Sie und ich, haben Pech. In Venezuela ist die Revolution ausgebrochen. Vermutlich können wir nicht einmal landen.» Ich muß ein nicht gerade geistreiches Gesicht gemacht haben, denn er wiederholte seine Aussage. Der Kapitän war gezwungen, seine Ladung unter allen Umständen zu löschen, denn er hatte bereits eine Abmachung getroffen, sofort nach Santa Martha zu fahren und dort Bananen zu laden.

Am 28. Januar hielten wir vor dem Hafen La Guaira und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Am Ufer war jedenfalls alles ruhig und nichts ließ darauf schließen, daß sich dort Menschen gegenseitig umbrachten. Am andern Mittag um elf Uhr kam die Bewilligung zur Einfahrt. Die Fracht konnte aber erst am Nachmittag und nicht vor vier Uhr gelöscht werden. Es war unerträglich heiß geworden. Auf Deck wurden 60 Grad Celsius gemessen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als inzwischen anhaltend meine Hunde mit Wasser zu übergießen, das auch ganz warm war. Nur so konnte ich die Tiere etwas erfrischen und vor ernsterem Schaden bewahren. Immer noch herrschte Ruhe im Hafen, aber es schien niemand da zu sein, der arbeiten wollte. Es gab einen provisorischen Zollbeamten, aber niemand getraute sich die Verantwortung dafür uns zu übernehmen, um uns von Bord zu

lassen. Es kam auch ein sogenannter Tierarzt an Bord, um die Hunde zu kontrollieren, die sehr erregt waren. Ich nützte diese Situation aus und führte ihm gleich das böseste Tier vor. Der Mann hatte von diesem schon genug und wollte von den andern nichts mehr wissen. Es wurde uns vorübergehend Ausgehverbot auferlegt. Was war zu tun? – Für mich gab es zwei Möglichkeiten: Entweder die Hunde alle erschießen oder das Risiko eines Durchbruchs nach Caracas zu übernehmen.

Auswandererschicksal

Gleichzeitig mit der «Brunswik» hatte ebenfalls ein Schiff mit italienischen Auswanderern den Hafen angelaufen. Es waren Fremdarbeiter, die von der Regierung Jimenez angeworben worden waren, Italiener mit ihren Familien samt Hab und Gut. Es war ein buntes Gemisch armer Leute, die alle auf eine bessere Zukunft hofften. Diesen Leuten wurden im Hafen sämtliche Eßwaren abgenommen und an einen Haufen gelegt. Man kann sich ungefähr vorstellen, was da alles beisammen lag: Salami, Käse, Panetone und andere italienische Spezialitäten. Darauf zündete man diese Notrationen an und schickte die Leute mit demselben Schiff wieder nach Hause. Der Seuchengefahr wegen, sagten die Revolutionäre zur Entschuldigung. Der wahre Grund war der, daß man nichts im Lande haben wollte, das von der verhaßten Regierung bestellt worden war.

Uns half schließlich ein Mittel, das in andern solchen Fällen auch schon geholfen hat: Schmiergeld! Der Kapitän zahlte entsprechend, worauf er seine «VW» an Land bringen konnte. Interessanterweise gab es da plötzlich wieder jemanden, der arbeiten wollte. Aus allen möglichen Winkeln drängten sich irgendwelche braune und schwarze Gestalten hervor. Ich brachte endlich auch meine 15 Tiere von Bord. Dort stellte sich nun weiter das Problem, mit denselben ungeschoren nach Caracas hinauf zu gelangen. Die Regierung, welche die Hunde bestellt hatte, war geflüchtet, die Beamten entweder getötet worden oder auch weg. Der Kapitän diente mir bereitwillig als Dolmetscher. Während den drei Monaten meines ersten Aufenthaltes hatte ich in Venezuela auch schon einige Brocken Spanisch aufgeschnappt und zudem noch etwas dazu gelernt, so daß ich mich leidlich verständigen

kann. Mit vieler Mühe gelang es schließlich, einen Lastwagen aufzutreiben und sogar noch einen Chauffeur dafür zu finden. Weil das Gestell der Ladebrücke nur 1,20 Meter hoch war, band ich die Hunde darauf fest. Glücklicherweise hatte ich für jedes Tier eine Kette mitgenommen. Ein weiteres großes Glück bestand darin, daß ich in Hamburg, vermutlich in einer Art Vorahnung, 100 kg Trockenfleisch gekauft hatte. Sonst wären mir die Tiere jetzt zweifellos verhungert. In der ganzen Gegend gab es dort nämlich zur Zeit nichts derartiges mehr aufzutreiben.

In der Höhle des Löwen

Gegen zehn Uhr abends gelangten wir endlich nach Caracas. Schon aus der Ferne hörte ich schießen. Die Revolution war dort noch immer im schönsten Gange. Die prachtvolle sechspurige Autobahn war nur spärlich beleuchtet. Es gibt auf dieser Bahn Fahrzonen für sechs Geschwindigkeiten: 20, 40, 60, 80 und mehr Kilometer. Ich hieß den Chauffeur, stets den Mittelstreifen zu befahren und nicht anzuhalten. Es herrschte ein fürchterliches Chaos in der Stadt. Überall wurde geschossen, geschrien und gebrüllt. Überall brannten auch Häuser. Meine Hunde waren so unruhig, daß ich mit ihnen dieses für Caracas wichtiger als Petroleum. Ich hatte genug zu tun und mich nicht viel um

das kümmern konnte, was um mich herum vorging. Öfters holperte der Lastwagen über Gegenstände, die auf der Straße lagen. Ich wurde verschiedentlich beinahe umgeworfen. Es waren Leichen, die auf der Fahrbahn liegen geblieben waren und denen der Chauffeur nicht auszuweichen vermochte. Wilde, in allen dunklen Farbtönen schimmernde Revolutionäre, rannten mit ihren langen Buschmessern, den Machetas, umher; aber wie durch ein Wunder ließen sie uns unbehelligt. Wenn einer gewußt hätte, daß ich im Auftrag der gestürzten Regierung ins Land gekommen war, hätte mein Skalp bestimmt keinen Fünfer mehr gegolten. Auch die Hunde wären am nächsten Lagerfeuer geröstet worden.

Endlich langten wir nach dieser Schreckensfahrt bei meinem Zwinger am Stadtrand an. Der Ingenieur empfing mich dort. Er hätte für mein Leben keinen Pfifferling mehr gegeben und war baß erstaunt, daß ich überhaupt durchgekommen war. Er selbst schien nur deshalb verschont geblieben zu sein, weil er bei seiner Cabana die Schweizerflagge gehißt hatte. Ringsum brannten Häuser.

Für mich war vorab wichtig, für die Hunde Wasser zu bekommen, was sich als außerordentlich schwierig erwies. Für den Augenblick Die ersten vierzehn Tage blieb ich bei den Hunden.

In Venezuela ist es üblich, daß jene Person

Da musste ich lachen . . .

Die jungen Leute unserer Kirchgemeinde hatten ein Gelände in vielen Stunden harter Arbeit zu einem Spiel- und Sportplatz hergerichtet. Es zeigte sich dann mit der Zeit, daß für den Betrieb und für gesellige Zusammenkünfte noch ein einfaches Haus erstellt werden sollte. Dazu fehlten aber die Mittel, und so wurden eben einige uns wohlgesinnte Gönner in dieser Sache «begrüßt».

Ich besuchte nun einen sehr gut situierten Junggesellen und sagte zu ihm: «Wissen Sie, Herr W., für diese gute Sache sollten Sie recht in die Tasche greifen; es wäre schön, wenn Ihr Beitrag aus einer dreistelligen Zahl bestünde.» Ich dachte also an 100 Fr. Er aber meinte, das müsse er sich bis morgen überlegen. Zu meinem Erstaunen kam Herr W. jedoch noch gleichentags zu mir und sprach: «Ich habe es mir nun überlegt. Sie sprachen von einer dreistelligen Zahl. Hier sind 50 Franken — wer schnell gibt, gibt doppelt!»

Da mußten wir beide lachen, wir hatten ja auch beide Grund dazu.

W. N.

verantwortlich für eine Sendung ist, die sie bestellt hat. Das war bei den Hunden der Ingenieur gewesen, der allerdings nur im Auftrag der Regierung Jimenez gehandelt hatte. Er bekam es nun offensichtlich mit der Angst zu tun und versuchte deshalb mich loszuwerden, indem er mir die Hölle heiß machte, und mir die Ausweitung der Revolution auf meine Person in Aussicht stellte. Er riet mir, mit den Tieren sofort nach den USA weiter zu reisen. Das war jedoch lächerlich, denn für die Staaten besaß ich keinerlei Visum und hätte zudem die Hunde dort nicht an Land bringen dürfen. Ich erklärte daher mit aller Entschiedenheit, nun zunächst dazubleiben und abzuwarten. Schließlich könne ich ja da auch umkommen, wenn es sein müsse.

Ich verkaufe die Hunde

Der Deutsche, der mir das Land für den Zwiner vermietet hatte, sagte mir, es sei ihm bekannt, daß manche Grundbesitzer solche Schutzhunde wie die meinen, suchten. Aber noch waren sämtliche Verbindungen lahmgelegt. Laufend wurde geplündert. Endlich, nach acht Wochen, erschienen wieder Zeitungen, und ich konnte inserieren. Noch funktionierte aber das Telephon nicht und die Interessenten waren außerstande, mich anzurufen. Ein Bekannter konnte mir wenigstens Futter für meine Tiere herbeischmuggeln.

In der Stadt ging noch alles drunter und drüber. Bei meinem ersten Aufenthalt hatte ich mit meinen neuen Freunden öfters eine bekannte Bar aufgesucht. Dort war mir damals besonders eine Barmaid, eine glutäugige Kreolin, aufgefallen. Da diese Bar jedoch von den Mitgliedern der Regierung bevorzugt worden war, hatte sie zu den ersten Objekten gehört, deren sich die Revolutionäre annahmen. Die Bar einrichtung war vollständig demoliert. Die Barmaid hatte man im wahrsten Sinne des Wortes geschlachtet. Ihre einzelnen Körperteile hingen noch angenagelt an den Wänden und über der Eingangstür.

Nach langer Zeit und viel Geduld fanden sich endlich Interessenten für meine Hunde. Es waren meistens Großkaufleute. Teils ging der Handel gut, teils mußte ein Kauf wieder rückgängig gemacht werden, weil die vormaligen Millionäre in den wenigen Tagen der Revolution ihr ganzes Vermögen verloren hatten und nicht einmal mehr so viel besaßen, daß sie

mir den Hund hätten bezahlen können. Eine Kaffeeplantagenbesitzerin von Maracaibo kaufte mir die zwei schönsten Tiere dann so teuer ab, daß ich für die Verluste bei den anderen entschädigt wurde. Am 20. März verkaufte ich das letzte Tier.

Weitere Schwierigkeiten

Nachdem ich meine Hunde los war, suchte ich so rasch als möglich von diesem heißen Boden wegzukommen. Ich wollte wieder mit der KLM zurückfliegen und bestellte einen Platz. Da kam ich gleich vom Regen in die Traufe: Das Flugpersonal dieser Gesellschaft streikte. Die Air-France wurde in Venezuela nicht zugelassen. Für die USA besaß ich, wie gesagt, kein Visum. Bereits hatte ich drei Telegramme nach Hause widerrufen müssen, mit welchen ich die Ankunft angemeldet hatte.

Am 28. März endlich, teilte mir die KLM mit, es werde wieder geflogen. Bei meinem Abflug in Caracas lagen dort noch immer 5000 Postsäcke uneröffnet da. So wunderte ich mich denn nicht weiter, als meine Frau mir mitteilte, sie sei in tausend Ängsten gewesen, weil sie keine Post mehr von mir erhalten habe. Erst Mitte März funktionierte die Post wieder einigermaßen.

Ich war heillos froh, als die Maschine der KLM wieder wohlbehalten auf dem Flugplatz Kloten landete. Der Schweizerboden kommt einem recht stabil vor, wenn man nach solchen Abenteuern wieder darauf wandelt.

Pläne

Vorläufig ist es für mich nicht ratsam, wieder nach Venezuela zu gehen, meine dortigen Bekannten raten mir dringend ab. Die Revolution ist trotz dem neuen Präsidenten, es ist derjenige, der seinerzeit von Jimenez gestürzt worden war – noch nicht wieder zur Ruhe gekommen. Ständig flackern irgendwo wieder neue Kämpfe und Terrorakte auf. Wenn man abends mit dem Auto ins Kino fahre – schreibt man mir – sei nach der Vorstellung mit der allergrößten Wahrscheinlichkeit das Auto gestohlen oder demoliert.

Aber sobald dort einigermaßen Ruhe und Ordnung eingekehrt sein werden, fahre ich aufs neue hinüber, um das Hundegeschäft wieder aufzunehmen. Gute Schäferhunde sind in jener Weltgegend immer noch Mangelware und – es ist damit etwas zu verdienen.